CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Literatur, Theater u. geselliges Leben.

Herausgirt von Leopold Kordeſch.

II. JAHRGANG.

N^o 68.

Montag am 23. December

1839.

Don dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zulendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeratton an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Kaan, Nr. 190, im ersten Stocke.

Immortellen.

Don Eduard Silesius.

6.

Wellen werden, und vergehen. —

Wie auf reichem Blütenbaum'

Blüten keimen und entweichen,

Kommt und sicut der Lebensstraum; —

Kommt und sicut, wie Well' auf Welle

Ueberschäumt den Uferstrand:

Doch das Meer, der Wellen Quelle

Ruht in ewigem Bestand'.

So der Mensch — o nicht zum Spotte

Seines Traum's im Tröpfchen Zeit —

Ward ihm von dem ew'gen Gotte

Drang in die Unendlichkeit.

Ob auch seines Daseyns Welle

Mit sich spült der Zeiten Fluth;

Nimmer rührt sie an der Stelle,

D'rauf sein heilig Leben ruht.

Mensch, vernimm: Dein tiefstes Regem,

Ein's ist's mit dem ew'gen Seyn,

Das auf unbekanntem Wegen

Trat in die Beschränktheit ein.

Und dein Drang nach höh'ern Sphären,

Und dein Durst nach Ewigkeit,

Ist die Sehnsucht, heimzukehren

In die eig'ne Wesenheit.

Was du sehn'st, wovor dir banget,

Trübscher Tod, o Menschengeist!

Ist ja, was dein Wunsch verlangt,

Was sein Sehnen dir verheißt.

Nicht von Sphäre, nicht auf Sphäre,

Mein, auf's All den geist'gen Blick!

Dein Gebet sey: »Welle, lebe

Friedlich in dein Meer zurück!

Die Herbersteine in Krain.

Don Carl Prenner.

(Fortsetzung.)

Das theuere unverlöschliche Bild der sein warmes Herz immer mehr ausfüllenden Schönen in der nun liebefranken Brust still bewahrend, begann Günther den zweifel-

haften Kampf zwischen der Pflicht treuer, männlicher Freundschaft — und zwischen einer schnell aufkeimenden, mit aller Gewißheit eines glücklichen Erfolges versuchten Liebe, er laubte sich nun den ersten falschen Schritt der Verheimlichung des ihm sich anbietenden Glückes gegen seinen vertraulichen Freund, und handelte gegen denselben, von dem ihm so nahe stehenden Glück verblendet, nicht mehr mit der erforderlichen Offenheit, welche doch so manches späterhin erfolgte Unheil ohne Zweifel verhütet haben würde. Günther berichtete den für seinen Freund so ungünstigen Erfolg demselben bloß dahin, daß ihm in seiner Angelegenheit das Glück nicht ganz nach Wunsch zu Theil werden wolle, und ward, von heißer Liebe für die schöne Frau immer mehr entzündet, dadurch zum Verräther, daß er ihm bei der Ertheilung der obigen Nachricht die Aeußerungen und Verweise der geworbenen Braut und das ihm bevorstehende eigene Glück wohl weislich ganz verschwiegen und ohne Zurückhalten sich selbst um die Hand der ihn ganz einnehmenden, reizenden Frau bewarb, welche ihm auch mit Freuden zugesagt wurde.

Diese schöne Witwe ließ nun ihren gewünschten Brautgigam nicht mehr von sich, und Günther konnte nicht Zeit gewinnen oder er wurde durch seine Liebe verhindert, sein Glück seinem Freunde Lobenig zu verkünden, und diesen von Allem in gehörige, umständliche Kenntniß zu setzen. Lobenig erfuhr jedoch auf anderen Wegen die bevorstehende Vermählung Günthers, da die vielzüngige Fama vorzüglich, wenn es sich um's Heirathen handelt, sehr geschäftig und vorlaut zu seyn pflegt. Durch diese erschütternde Nachricht hielt sich Lobenig sehr beleidigt, indem er sich von Günthern, den er doch in seiner wichtigsten Lebenspeche zu seinem Vertrauten machte, überlistet und betrogen wähnte. Im aufbrausenden Zorne und unter den hohen Schwüren, die schwerste und blutigste Rache zu nehmen, sammelte Lobenig eine Schar kühner, gedungener Gesellen und auferlesener Wagehälse und eigener Knechte um sich und verließ im Dunkel der Nacht seine obersteierische Stamburg, eilte mit seinem Häuflein, nächstlichen

Raubvögeln gleich, auf wohlbekanntem Wegen, meistens durch Waldungen der nun vom Hochzeitjubiläum erschallenden Burg Obermayerhofen zu, wo der überglückliche, vermeintlich verrätherische Freund G ü n t h e r mit seiner schönen Anna eben die Hochzeitsfeierlichkeiten beendet hatte. Lobenig überfiel die auf keinen solchen feindlichen Ueberfall bereitete Weste nächtllicher Weise durch ein mit aller Kraft und stürmischer Eile gesprengtes, ihm wohl bewusstes Hintertüpfchen, als Alles im ersten Schlafe versunken, nur von Glück und Freude träumte. G ü n t h e r, seine junge Gemahlin und sein eben anwesender sechszehnjähriger Vetter Georg von Herberstein wurden schnell in ihren Betten übermannt und gebunden. Christoph, der vieljährige, treueste Knappe und Diener, fiel von Jacobs, des Lobenig's Leibknappen, blutdürstiger Hand als erstes Opfer eines längere Zeit genährten Hasses; mehrere, im ersten Lärm sich nur zur Hälfte bewaffnende Knechte G ü n t h e r's mit ihm; auch ließ Lobenig sogleich Feuer in die Burg werfen, um dieses ihm nun so verhaßt gewordene Nest einer überglücklichen Liebe zu vertilgen und eilte mit seinem Raube auf Umwegen, und durch abgelegene Gegenden der bereits großen Theils in Ruinen liegenden, ihm eigen gehörigen Bergveste Eppenstein bei Judenburg zu; er ließ alle drei Gefangene daselbst in die Verließe eines noch wohl erhaltenen, gewaltigen Thurmes werfen und solche wohl verwahren.

G ü n t h e r's und Annens Verwandten und Freunden, von dieser scheußlichen That in Kenntniß gesetzt, konnte es lange nicht gelingen, den Aufenthalt der geliebten Unglücklichen auszukundschaften, und Monate vergingen, bis sie sichere Kunde ihrer Gewahrhaftigkeit erhielten und klagbar wider den verbrecherischen Lobenig auftreten konnten, da gleichzeitig auch ein hartnäckiger, heftiger Streit über die Erbfolge zwischen den Brüdern Herzog Wilhelms des Freundlichen obwaltete; allein, als nach Beendigung desselben Herzog Ernst der Eiserne zu Grätz die Regierung übernahm, wurde Lobenig von dem Herzoge selbst dahin geladen, und ungeachtet Lobenig G ü n t h e r'n, seine Ehegemahlin und den Vetter Georg ihrer schweren Haft nicht nur sogleich entließ, sondern auch mittelst einer eigenen noch vorhandenen Urkunde vom 13. November 1406 sich mit G ü n t h e r'n zu versöhnen beflissen war, und ihm allen Schaden zu vergüten sich nicht nur erbot, sondern sogar die von ihm mit der Margareth von Steegberg, einer Krainerin, erheirathete Weste und Herrschaft Kleinhäusel in Innerkrain, als Entschädigung für den erlittenen Schimpf und Schaden, demselben übergab, so erging jedoch wider ihn des Herzogs schwerer Bann und Acht. — Eppenstein wurde eingezogen, dessen alter Thurm niedergeworfen, Lobenig aus dem Verzeichnisse der Landesedlen gestrichen und die Gräben seiner Stammburg mit ihren Mauern ausgefüllt.

G ü n t h e r's erlittenes großes Uebel und Unglück machte ihn für Krain wichtig, denn seit jener Zeit waren mit ihm diese berühmten Herbersteine auch Krain's Edle und Vertheidiger geworden, indem Herzog Ernst, von dem hoch-

herzigen Sinne G ü n t h e r's, der seinem wüthenden Feinde das so sehr erlittene große Ungemach nicht nur edel und vom Herzen verzieh, sondern sich sogar für seinen Peiniger auf das nachdrücklichste bittlich verwendete — innigst angesprochen, auf eine würdige Belohnung desselben dachte und ihm die damals wichtige und ansehnliche Stelle eines Hauptmanns zu Mitterburg und an den istrischen Seeküsten Krains verlieh, und zwar in der ganz richtigen Voraussetzung, daß derjenige, der seinem Feinde so edel zu verzeihen weiß, auch gewiß ein treuer Diener seines Herrn seyn würde. G ü n t h e r war überdies auch dadurch ein Mitglied des krainischen Adels geworden, daß ihm seine Frau im Jahre 1409 das ihr gehörige, ebenfalls in Innerkrain liegende feste Schloß Mährenfels zu eigen übergeben hatte.

Mährenfels jedoch räumte G ü n t h e r in der Folge dem Herzoge wegen der festen Beschaffenheit und günstigen Lage, als eine Schutzwehre des Landes gegen feindliche Einfälle zum Gebrauche gegen den Bezug eines jährlichen Gehaltes von 100 Pfund Pfennige (100 fl.).

G ü n t h e r starb 1421, nachdem er seine Gemahlin schon früher verloren, und sie ihm nur zwei Töchter, Dorothea und Elisabeth, geboren hatte, in deren letzteren Erbschaft sich G ü n t h e r's Vettern, Georg und Andreas, Söhne Ottos des Demüthigen, theilten.

Georg, G ü n t h e r's Leidensgefährte und als der Ältere, erhielt die Herberstein'schen oder steirisch-kärntnerischen — Andreas aber die Burg Mährenfels und übrigen krainischen Güter, welche Besitzungen er noch durch die der Dorothea von Car (a lapide) am 18. October 1430 abgekauften Güter bei Laibach vermehrte. Andreas wurde vom Kaiser Friedrich IV. dem Friedensamen, Herzogs Ernst Sohne — zum Hauptmann zu Adelsberg und am Karst erhoben; er starb im besten Mannesalter (1442) und liegt zu Mährenfels, sohin in Krain begraben. Er hinterließ zwei Söhne, Georg und Leonhard und drei Töchter.

(Beschluß folgt.)

Der Klausner.

Erzählung von M. Dehovar.

(Fortsetzung.)

Dieser Klausner war ein großer, wohlgebauter Mann in einer rothbraunen Leinwandkutte, nach Art der Bergmannskittel gemacht, aber bis auf die Kniee herabreichend, und über den Hüften mit einem ledernen Gurt zusammen gehalten; das Gesicht war bleich und abgezehrt, mit tief liegenden, großen schwarzen Augen, und dichtes, rabenschwarzes Lockenhaar bedeckte es bis tief in die Stirne und floß zu beiden Seiten mit dem bis auf die Brust reichenden, gleich gefärbten Barte zusammen. Die gerade und feste Haltung seines Körpers, so wie dessen muskulöser Bau standen im Widerspruche mit dem krankhaften Gesichte, dessen Adlernase und rollende Augen höchst unheimlich aus dem dunklen Haarwalde hervortraten. Der große Hund schmiegte sich wedelnd an ihn; Friedrich nahte sich ihm grüßend. Er dankte mit stummen Kopfnicken, dann aber

fragte er mit milder, wohlklingender Stimme: „Was beliebt dem Herrn Soldaten?“ — wobei er ihn, wahrscheinlich seiner Jugend wegen, lächelnd von oben bis unten zu betrachten schien. Unbefangen eröffnete ihm dieser, daß der Wunsch, ihn zu sehen und kennen zu lernen, ihn herbei geführt habe, wobei er bemerkte, daß es ihm nicht glaublich erschienen sey, in unserer Zeit einen Menschen auf diese Weise in freiwilliger Verbannung zu finden. — In einem unangenehmen Tone laut aufschend, entgegnete er:

„Ja glaublich, mein Herr! ist mir das in Ihrem Alter auch nicht gewesen, — aber glaublich geworden,“ fuhr er mit einem fürchterlichen Blicke fort, „so glaublich, als ob es mir der Satan mit seiner Höllenschrift in die Seele gebrannt hätte; — doch“ hub er nach einer kleinen Pause ruhiger an, „das kümmert auffer mir Niemanden etwas!“ — und freundlich lud er Friedrich ein, näher zu treten. Die Klausur war eine Höhle von der Größe eines mittelmässigen Zimmers, worein aus vier schräg von der Höhe herablaufenden schmalen Oeffnungen hinlängliches Tageslicht fiel; — die Wände wie der Boden schienen durch Menschenhände glatt gearbeitet, die Decke von der Natur gewölbt. — Rechts vom Eingange war ein gemauerter Feuerherd, worauf mehrere Gefäße zum Metallschmelzen, aber nur wenig Kochgeräthe stand; neben dem Herde befand sich eine vollständige Gürtler-Werkstätte, mit einem großen Kasten voll Schnallen, Knöpfen und mehreren dergleichen Gegenständen. Auf der linken Seite stand ein selbstgearbeiteter Tisch mit Schreib-Materialien und zerstreuten Papieren, und zwei einfache Stühle; — den Hintergrund nahm ein Mooslager ein, über welchem eine Zither und eine Doppelflinte hing.

Der Klausner nöthigte Friedrich zum Sigen, und mit den Worten: „Kann ich dienen?“ — langte er aus einer Spalte der Höhle einen Napf mit schönen, frischen Erdbeeren, ein schwarzes Brot und ein Messer hervor. Friedrich that gerne Bescheid und richtete mancherlei Fragen unterdessen an den räthselhaften Gastwirth. Alles, was auf seinen Aufenthaltort, seine Beschäftigungen und Lebensweise Bezug hatte, beantwortete er schnell und mit Freundlichkeit, aber jedes Wort, was einer Frage nach der Ursache zu seinem Entschlusse nur entfernt ähnlich war, ließ er ganz überhört. Auf solche Weise erfuhr Friedrich nur Folgendes von ihm: — Er war als Steiger in einem Bergwerke des Landes angestellt gewesen und hatte vor 16 Jahren den Entschluß gefaßt, sich aus der Welt ganz zu verbannen. Die Natur hatte ihm diese Wohnung ganz nach Wunsche geboten und mit eigenen Händen hatte er sie in den jetzigen Stand gesetzt. Seine Beschäftigungen bestanden in der Verfertigung von Messingarbeiten, wie sie Landleute in der Umgegend gebrauchten. Diese Arbeiten wurden durch einige bekannte Männer abgeholt und er erhielt außer wenigem Gelde, das er nicht achtete, Brot und Kartoffeln dafür, welches, nebst Beeren des Waldes und Wasser aus einer nahen Felsenquelle, seine und seines Hundes einzige Nahrung war. Langeweile versicherte er nie empfunden zu haben, und von der Welt und von dem, was

darin vorging, wollte er nichts wissen. An Holz mangelte es ihm nicht zu Kohlen für seine Arbeiten und zur Erwärmung seiner Klausur im Winter, wo er sich, seiner Neufferung nach, am besten befände, weil es immer recht arges, stürmisches Wetter sey.

Die Genauigkeit, womit sich Friedrich nach Allem erkundigte, schien dem Alten nicht zu mißfallen; denn er ward immer freundlicher gegen ihn, so lange er nur den Schein vermied, nach seinen frühern Verhältnissen forschen zu wollen.

„Aber von dem Instrumente macht Ihr doch noch Gebrauch?“ sagte Friedrich auf die Zither deutend.

„O ja, so nach meiner Weise,“ war die Antwort, „wenn es dem Herrn beliebt? — aber es wird ihm nicht gefallen.“ Er langte dieselbe herab, stimmte sie und schlug einige Töne an. Winselnd begann der Hund vor der Höhle draußen zu heulen, er aber achtete nicht darauf, sondern sang mit wohltonender, jedoch düsterer Stimme ein Lied, dessen Inhalt Friedrich nicht enträthseln konnte, so viel entnahm er, daß von Untreue und Rache am meisten die Rede war.

Der Klausner hatte geendet. — Nach einigen heftigen Nachschlägen ließ er die Zither sinken, blickte starr auf eine Stelle, und der Hund heulte noch einige Minuten zum Nachspiele fort. — Friedrich fühlte sich ängstlich bekommen, er hatte nicht den Muth, durch neue Fragen den Bedauernswerthen zu beunruhigen. Er schien die Schonung anzuerkennen; denn seine Blicke wurden bald freundlicher. Friedrich wollte ihm einige Kleinigkeiten von seiner Arbeit abkaufen, aber er verweigerte es mit den Worten: „Sie können davon nichts gebrauchen und ich bedarf kein Geld.“ — Als jener den Wunsch äußerte, doch ein Andenken von ihm zu haben, griff er nach einem der auf dem Tische liegenden Blätter, auf welchem der Text jenes Gefanges enthalten war. — „Es ist nichts Erfreuliches, und auch nicht viel werth!“ entgegnete er auf Friedrichs Dank.

Mit einem Händedrucke schieden sie von einander und so schnell, als es die Vorsicht bei dem gefährlichen Wege gestattete, eilte Friedrich die Höhe hinab aus dem schaurigen Thale. Erst in dem freundlichen Fischerdörfchen schöpfte er wieder frei Athem. Die vortrefflichen Punkte der Landschaft fesselten ihn nicht, wie am Morgen; das lebendige rege Treiben der Landleute sprach ihn so wenig an, als Alles übrige, was die Natur bot. Die Todtenstille der verlassenen, öden Waldparthie konnte er nicht vergessen; die Gestalt des sonderbaren Klausners, sein geheimnißvolles Wesen und die Töne des erschütternden Gefanges, der auf schwer erduldetes Leid zu deuten schien, waren ihm noch zu gegenwärtig, selbst das schaurige Accompagnement des unheimlichen Wächters klang ihm noch widrig in seinem Ohre. — Was kann es seyn, das einen Menschen zu einem solchen Entschlusse bestimmen, das einen so unnatürlichen Schleier um seine Seele ziehen konnte? — So fragte sich Friedrich, und der Wunsch, dieses Geheimniß zu erforschen, wurde immer reger in ihm. —

Unangenehm war ihm das Benehmen seines Wirthes in Bezug auf den Klausner, da er von dessen Schicksalen wohl unterrichtet schien. Aber er nahm sich vor, seine Nachforschungen so weit als möglich zu treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wierßilbig.

Von meinen beiden Ersten
Spricht man gewöhnlich gut;
Halt an die beiden Lehten
Zu denken, fordert Muth.
In meinen Lehten Silben
Triffst du die ersten zwei
Und diese Lehten Silben
Schaffst du den ersten neu.
Das Ganze kennen Alle,
Es ist ein Handwerksmann,
Den auf dem Erdenballe
Ein Schiff nur müssen kann.

Revue des Mannigfaltigen.

In Paris lebt ein Dramen-Spekulant, Namens Guedeville, der Theaterstücke noch früher kauft, bevor sie zur Aufführung kommen; d. h. er kauft Dichtern den Erfolg mit einer Summe ab, die je nach dem Werthe und Namen des Verfassers berechnet ist. Ja sogar auf Ideen zu Theaterstücken gibt er Angeld, oder kauft sie, um sie den beliebten dramatischen Dichtern zu überlassen, die ihm dann am Gewinn des Stückes Antheil geben.

Der berühmte Taschenkünstler Döbler stieg unlängst zu Wien in einen Fiaker. Der Kutscher fuhr, der erhaltenen Weisung gemäß, im schnellsten Trapp aus der Stadt nach dem Josephstädter Theater; allein wie erstaunte er, als er schon von Weitem seinen Passagier am Thore stehen sah, seinen Wagen aber leer fand. Als er kopfschüttelnd sein Geld erhalten hatte, fuhr er nach seinem Grandplatz zurück und explizirte seinen Collegen den Herrn Döbler folgendermassen: Hör't's, Kameraden, wann ein Mal Einer im Wagen sitzt, der nicht drinnen ist, so hab't's den Döbler g'führt! — Verstanden? —

In einem kleinen Städtchen Deutschlands wurde ein schlichter, aber rechtlicher Handwerksmann einstimmig zum Bürgermeister gewählt. Der neu Ernannte lehnte die ihm bestimmte Ehrenstelle aus der Ursache ab, weil er in den Verwaltungsgeschäften ganz unerfahren, und des Schreibens nur wenig kundig wäre, er wurde aber von seinem Vorgänger dahin belehrt, bloß Nicht zu haben, daß er das Vidi! nicht mit F schreibe. Wahrlich, die Amtsinstruktion könnte nicht kürzer seyn! —

Seit Kurzem existirt in Berlin ein Lehrinstitut der Kochkunst für Damen höherer Stände, welches der Hofkuchenmeister Hauptner dirigirt. Der Kursus dauert zwei Monate, und das Honorar dafür beträgt zwei Friedrichs'or.

Nach der „France industrielle“ hat die Post in Frankreich in den ersten neun Monaten dieses Jahres 79,000.000 Briefe versendet. —

Wie man vernimmt, hat sich der Theaterdirektor Börnstein entschlossen, in Agram ein illyrisches National-Theater zu gründen. Bei dem Enthusiasmus, der die Kroaten für die illyrische Sprache und Nationalität befeuert, ist nicht im Geringsten daran zu zweifeln, daß ihm sein Unternehmen gelingen werde, da bereits in Sissek ein illyrisches National-Theater besteht.

Der Doktor Turnbull in London hat, wie viele englische Blätter ganz ernsthaft versichern, ein Mittel auch gegen die älteste Taubheit, ja selbst gegen die Taubstummen entdeckt, vorausgesetzt, daß das Gehörorgan nicht offenbar durch eine unnatürliche Knochenentwicklung verschlossen ist. Es sind kürzlich in London immer günstig ausgefallene Versuche in Gegenwart mehrerer Mitglieder des Unterhauses, vieler Literatoren und Aerzte gemacht worden. Nahe an vierzig Taube wurden fast vor den Augen dieser Versammlung geheilt. Doktor Turnbull heilte Personen, die seit 10, 20, 25 Jahren vollkommen taub waren. Er bewirkt diese Heilung durch eine von ihm erfundene Salbe, die in den meisten Fällen fast augenblicklich wirkt. Nur in einigen Fällen mußte er sie mehrmal anwenden. Die Operation ist so einfach, daß der Doktor 130 bis 150 Patienten in einem Tage behandeln und herstellen konnte.

Korrespondenz.

Wien am 16. December 1839.

Seit vielen Jahren bot Wien nicht so viele ausgezeichnete und seltene Kunstgenüsse dar, als in diesem einzigen Monate allein. — Den Anfang machte der rühmlichst bekannte Violonist, Herr Carl de Beriot, welchem ein sehr großer Ruf voranging, der aber eine noch größere Sensation erregte. Sein Spiel ist ein edles, gediegenes, dem man nichts vorwerfen kann. Sein Vortrag festensvoll, gemüthlich, ohne alle Affectation, ohne Charlatanerie — mit einem Worte, classisch. Seine Compositionen, der musikalischen Welt ohnehin bekannt, sind durchgängig edel, einfach und voll in niger Gemüthlichkeit. Herr de Beriot gab bis jetzt nur zwei Concerte für sich, obwohl der enthusiastische Beifall, so wie der ungemein zahlreiche Besuch derselben, ihn jedenfalls zu mehreren bestimmen dürfte. Vorzüglich interessant war das zweite Concert im großen Redoutensaal, in welchem List mit dem Concertgeber ein Duo von Benedict und Beriot mit einem unbeschreiblichen Fanatismus vortrug. Hier muß ich noch bemerken, daß Herr de Beriot mit einem Musikstück vorzüglich Bewunderung erregt — nämlich mit seinem herrlichen Tremolo, welches eine sehr originelle Variation des classischen Beethoven'schen Thema's aus dessen großen A moll Sonate ist, und die er bis jetzt sechs Mal vortrug und stets wiederholen mußte. —

Hierauf folgte der geniale List, dieser Pianistentaub, der in der kurzen Zeit von drei Wochen sechs überfüllte Concerte gab und jedes Mal die allgemeine Bewunderung noch zu steigern wußte. Sechs Concerte binnen drei Wochen, — vergriffene Sperrfische auf das vierte, fünfte und sechste Concert bei der Ankündigung des zweiten, — keine Kasse am Tage der Concerte — was braucht es mehr, um den Grad des Enthusiasmus auszudrücken, den dieser Künstler in Wien erregte? — Heute reiset derselbe nach Preßburg und Pesth, und kehrt dann wieder zu uns zurück, um ein Concert für die Armen im großen Redoutensaal und sodann vor seiner Abreise nach Paris noch ein Abschiedsconcert zu geben. —

Kaum hatte man Zeit, sich von der Bewunderung zu erholen, zu der uns die Kunstgenüsse eines de Beriot und List hingerissen hatten, so erschien ein neuer Stern am musikalischen Himmel, — ein Stern, dessen Glanz nicht einmal durch List verdunkelt wurde. Ich meine die eminenteste Pianistin der Gegenwart, Mad. Pleyel. Bis jetzt gab sie zwei Concerte, und ich glaube genug gesagt zu haben, wenn ich erwähne, daß ihre Concerte in List's Gegenwart mit dem allgemeinsten Beifall und bei stets vollen Sälen Statt fanden. Zur Würdigung ihres ausgezeichneten Talentes braucht nichts mehr angeführt zu werden, als was der geniale List selbst über sie gesagt hat. Sein Urtheil über diese Pianistin lautet dahin, »daß Mad. Pleyel nicht nur die ausgezeichnetste Pianistin sey, sondern auch, daß sie im brillantesten Spiele und Anschlag die Rivalität keines lebenden Pianisten zu scheuen habe.« —

(Beschluß folgt.)

Theaternotiz.

Donnerstag den 26. December I. J. wird im hiesigen ständischen Schauspielhaus zum ersten Male aufgeführt: »Das Haus der Elemente.« Poesie mit Gesang in 2 Aufzügen, von Johann Nestroy, Musik von Adolph Müller. Die neuen Decorationen sind von unserm verdienstvollen vaterländischen Maler, Herrn Matth. Langus.